

In freier Stunde

„Ferien auf Warjethen“

Roman von Horst Biernath

(19 Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Copyright by Knorr & Hirth Verlag G m. b. H. München 1935.

Von Metgethen klang eine Glocke mit dünnen Löhnen herüber. Jolli ging langsam heimwärts, quer durchs Holz, über Sauerklee und blankes Blaubeerkraut, ungefähr in Warjethen Richtung. Es eilte ihm nicht. Mehrfach lief er in Gefahr, die Stämme umzustehen oder sich an dürren Ästen aufzuspießen. Er war tatsächlich etwas zerkratzt und hatte harzige Hände, als er daheim ankam. Er traf niemand als Herta an. In der Wirtschaftsschürze und mit einem weißen Leinentuch ums Haar.

„Wo ist Brigitte?“ fragte Jolli.

Herta wurde ein wenig rot. „Mit Herrn Starosch spazierengegangen,“ antwortete sie verlegen und wollte rasch weiter.

Jolli hielt sie auf. „Sie sollte dir doch helfen . . .“

„Du merkst auch gar nichts!“ sagte Herta geheimnisvoll.

„Was denn zum Beispiel?“ fragte er ahnungslos.

„Na zwischen Brigitte und Herrn Starosch . . . entwickelt sich doch etwas . . . das sieht doch ein Blander!“

„He?“ fragte er verblüfft und griff sich an den Kopf.

„Man muß den jungen Leuten doch ein wenig helfen,“ sagte sie verschämt; „ach ja, es wäre ja so ein unausdenkbares Glück, wenn . . . ich fiebere direkt vor Aufregung.“ Und tatsächlich, sie glühte übers ganze Gesicht.

Jolli blieb der Atem weg. — „Du Mondschaf — — du großartiges Mondschaf,“ sagte er schließlich ganz verzweifelt.

„Für so etwas sind natürlich solch alte Junggesellen wie du zu dumm!“ antwortete Herta gekränkt und ließ ihn stehen. —

Brigitte war auf Jollis Vorschlag, ihn nach Chicago zu begleiten, nicht auf Anhieb eingegangen. Er selber hatte, als er mit diesem Plan herausrückte, dabei ein Gesicht gemacht, als sei er von seinen eigenen Worten überrascht — und hatte sich erst später, als Starosch und Simone, hauptsächlich aber Starosch, diesen Vorschlag warm unterstützten, zu einem etwas lauen „Warum denn auch eigentlich nicht?“ aufgeschwungen. Und schließlich war die Geschichte so gekommen, daß Jolli tat, als bereue er schon seinen Vorschlag als etwas gar zu voreilig; da war denn Starosch damit herausgerückt, daß Brigitte sich ihm anvertraut habe, wie sehnsüchtig sie in die Welt hinauszukommen wünsche, und daß

er selber schon nach Mitteln und Wegen gesucht habe, Brigitte diesen Wunsch zu erfüllen. Jolli schien über dieses Zusammentreffen seiner Pläne mit Staroschs Eröffnungen ehrlich gerührt. Ja, also wenn die Geschichte tatsächlich so lag . . .!

Die einzige, die enttäuscht zu sein schien, und bei diesem Verlauf der Dinge Herrn Starosch sanft vorwurfsvolle Blicke zuwarf, war Herta. Nicht nur, daß die Trennung über einen Ozean hinweg sie ängstigte — auch ein schöner Traum, dessen Erfüllung sie sich hartnäckig in den Kopf gesetzt hatte, schien ihr zerronnen zu sein.

Nicht zuletzt auf ein Gespräch mit Hilde hin, die zufällig an diesem Nachmittag anrief, bekam Jolli von Brigitte schon am Vormittag des nächsten Tages ein klares Ja. Und dann überstürzten sich die Ereignisse. Madenzies Telegramm traf ein. Niemand war bestürzter als Jolli selbst. Nun war es also tatsächlich geschehen! Simpson & Kelly . . . so eine tadellose Firma, nie im Leben hätte er es für möglich gehalten! Pleite, ganz einfach pleite, ja was sagst du dazu?

Ein Gutes hatte dieser plötzliche Abschied — vor lauter Kofferpacken und Stullenmachen fand Herta keine Zeit zu tränenfeuchten Abschiedsszenen. Sie versorgte die Geschwister mit einem Reiseproviand, der jede Inanspruchnahme fremder Küche bis zum Eintreffen in Chicago und dortselbst auf vier Wochen hinaus überflüssig machte. Sie schmuggelte gebratene Täubchen und Weggläser mit Gänseleberpastete in die Koffer hinein, gelierte Birnen und eingekochte Geflügelbrust, kalte Karbonadstücke wie Schießscheiben groß, und die Rauchwürste nicht zu vergessen, die hart und weichen Eier, den Räucherpep und Schinken.

Wendom alterte in diesen Tagen. Der Katarrh plagte ihn, ein böser, trockener Altmännerhusten — sein Kopf wackelte wie ein ständiges Nein zwischen den Schultern, und er hob auch die Füße nicht mehr ordentlich vom Boden. Er schlurftte plötzlich, als seien ihm die Beine zu schwer geworden. Er ging durch die Räume wie vom Tode vergessen. Als die Koffer zum Wagen getragen wurden, stand er mit roten Augen und zusammengerutscht hinter den Geranienstöcken der Veranda.

Jolli gab seine anfängliche Absicht, Brigitte über den Zweck ihrer überraschenden Abreise aufzuklären, nach einigem Ueberlegen auf. Es hätte sich daraus unweigerlich ein langatmiges Frage- und Antwortspiel ergeben, und so etwas machte ihn nervös. Außerdem

hielt er es für besser, mit seinem Wissen allein zu bleiben. Und drittens . . . nun, er hatte eigentlich niemals ernstlich vorgehabt, Brigitte tatsächlich über das große Wasser mitzunehmen. Es sollte ja nur eine Finte sein, um Starosch den nächsten Schlag tun zu lassen. Die Handpressen mußten nach Warjethen kommen! Dann konnte er eingreifen, mit einem klaren Beweisstück in den Händen. —

Brigitte selbst bestimmte alles anders. Sollte er sie enttäuschen? Es war so rührend, mit welchem Eifer sie sich bereits auf der Bahnfahrt an die Auffrischung ihrer englischen Kenntnisse machte und den „Perfekten Kaufmann im In- und Auslande“ studierte. Er konnte sie drüben brauchen, sehr gut sogar! Und mit dieser Feststellung fiel auch jeder Zwang für ihn aus, Brigitte über die Tätigkeit von Herrn Starosch auf Warjethen und seine eigenen, noch sehr im Ungewissen schwebenden Pläne für die nächste Zukunft in Kenntnis zu setzen. Ueber die Frage, wie er es anstellen wollte, die voraussichtlich mehrtägige Verzögerung der Abreise aus Deutschland zu erklären, machte er sich vorläufig keine Gedanken. Sollte doch Madenzie mal die Scheherezade spielen und Brigitte die Ungebuld des Martens verkürzen! Uebrigens war er auf Max's Gesicht gespannt, wenn er sozusagen mit Familie anrückte. —

Oh, Madenzie, der auf dem Bahnhof Friedrichstraße wartete und unbeschreiblich mißtrauisch ausah, als Jolli, statt aus dem Wagen zu springen und ihm in die Arme zu stürzen, zuerst in der intimsten und vertrautesten Weise einer Dame beim Absteigen behilflich war, atmete erleichtert auf, als es sich nachher bei der Vorstellung herausstellte, daß diese Dame „nur“ Jollis Schwester war.

„Unsere neue Kraft, jawohl, Max! Wir nehmen Brigitte mit rüber. Das ist eine Ueberraschung, was, Max!“

„Gewiß, ohne Frage . . .“ bestätigte Madenzie wie vom Donner gerührt und machte ein Gesicht wie lächelnde Zitronen. Brigitte schien ebenfalls vor den Kopf geschlagen zu sein. Sie sah aus, als könne sie etwas nicht glauben. — Jolli suchte einen Gepäckträger, und Madenzie schielte an seiner Kleidung herunter und zog sich die Krawatte fest.

„Verzeihen Sie,“ stotterte er schließlich etwas verwirrt. „Sie sehen mich so an — als ob — ich weiß nicht.“

„Nein, nein,“ entgegnete sie mit einem verlegenen Lächeln. „mein Bruder hat . . . es ist zu komisch —“

„Ja was denn?“

„Mir von Ihnen sozusagen ein falsches Porträt gegeben.“

„Wie bitte?“

„Eine falsche Beschreibung — verstehen Sie nicht?“

„Nein.“

„Ich auch nicht. Ich meine, weshalb . . .“ Sie schob sich eine widerspenstige Locke, die immer wieder aus dem Hütchen in die Stirn fiel, energisch zurück.

„Und nun sind Sie enttäuscht, wie?“ fragte Madenzie und starrte in das Bahnhofsgewühl, aus dem Jolli mit einem Gepäckträger auftauchte.

„Nein — das heißt — was heißt enttäuscht?“ antwortete Brigitte etwas umständlich. Sie begann hastig die Gepäckstücke zu zählen und stellte beruhigt fest, daß bisher noch keins abhanden gekommen war.

„Na, was sagst du zu unserem Max?“ fragte Jolli und grinste; sie gingen zu den Autos. „Er hat sich gut herausgewachsen in der Zwischenzeit, wie? Der kleine Dicker . . .“

„Wieder mal einer von Jollis berühmten Witzen, von denen immer zwanzig aufs Duzend gehen,“ be-

merkte Madenzie, dem die Situation klar wurde. „Hotel Eden!“ befahl er dem Chauffeur.

„Immerhin . . . aber stell dir mal vor, Max, du wärest nun wirklich so 'n kleiner Dicker mit einem Spitzbauch, und ich hätte Brigitte etwas von so einem hübschen Kerl erzählt, wie du einer bist.“

„Hören Sie sich das an, Fräulein Brigitte,“ sagte Madenzie mit einem leidenden Ausdruck, als säße er beim Zahnarzt. „Finden Sie nicht auch, daß er furchtbar lustig ist?“

„Offen gestanden,“ bestätigte Brigitte todernt, „so toll habe ich noch nie gelacht.“

Sie bezogen im Eden-Hotel drei nebeneinander liegende Räume. Da Jolli die Pleite von Simpson & Kelly in Brigittes Gegenwart wie ein tatsächliches Faktum behandelte, stellte Madenzie vorläufig an Jolli keine Fragen, was es mit dieser gewollten Abberufung aus Warjethen für eine Bewandnis habe. Brigitte fiel es übrigens erst am dritten Tage ihres Berliner Aufenthaltes auf, wie eilig es Jolli mit der Abreise aus Warjethen gehabt hatte und wie wenig jetzt davon die Rede war. Dann fiel Madenzie über Jolli her, wie es nun mit der Abreise stände und ob er überhaupt noch daran dachte, dieses Bummelleben aufzugeben. Jolli schien nämlich Geschmack an den Abwechslungen der Großstadt bekommen zu haben. Er verschwand morgens und kam häufig erst ins Hotel, wenn die anständigen Menschen den besten Schlaf bereits hinter sich hatten. Und bewies dabei im Erörtern von Ausreden eine gewisse Größe.

„Verstehen Sie das?“ fragte Brigitte.

„Ebenso wenig,“ antwortete Madenzie wahrheitsgetreu; „aber Sie dürfen sich darauf verlassen, daß da irgend etwas ganz Wichtiges dahinter steckt.“

Sie saßen in Sanssouci auf einer Steinbank vor dem großen Goldfischassin. Hinter den zarten Schleiern der Fontäne stiegen die königlichen Terrassen an, und die Glaswände der Gewächshäuser glühten in der Abendsonne golden auf —

„Also Ihre Depesche nach Warjethen war nur fingiert?“

„Ja — ich schickte sie auf Jollis Anweisung ab.“

Brigitte verfiel in Nachdenklichkeit. „Es ist alles so merkwürdig,“ sagte sie schließlich; „seit vierzehn Tagen bekommt man Jolli kaum zu Gesicht. Er weicht uns aus. Finden Sie nicht auch, Max, daß er uns richtiggehend ausweicht?“

„Ja, er fürchtet vielleicht, Ihnen bei längerem Zusammensein Aufklärungen über sein Tun geben zu müssen. Aber vielleicht ist er auch tatsächlich sehr beschäftigt. Wissen Sie, er liebt es zu überraschen und mit fertigen Sachen aufzutreten . . .“

„Und dann heute der Brief. Als ob er uns das nicht auch mündlich mitteilen konnte . . . Für ein paar Tage außerhalb Berlins — Näheres später . . .“ Sie zuckte die Achseln und sah Madenzie ratlos an.

„Lassen wir ihn doch,“ sagte er, „Jolli weiß, was er tut. Oder,“ er fuhr sich an den Kopf, „ob eine Frau dahinter steckt?“

„Wie meinen Sie?“ fragte sie überrascht.

„Weil der Jolli auf der Hinfahrt meinte, wir beide könnten eventuell . . . nein, ich meine,“ stotterte er etwas verwirrt, „er wollte — also verstehen Sie doch schon, Fräulein Brigitte — eine Frau, nicht wahr . . .?“

„Ja, ich weiß allerdings, aber ich glaube nicht, ich wüßte jedenfalls nicht . . .“

„Und wie finden Sie diese Geschichte an sich, ich meine, Sie verstehen, daß der Jolli überhaupt . . .“

„Sehr vernünftig. Schliehlich ist er vierunddreißig Jahre alt, und da muß man doch, wenn man überhaupt noch will, daran denken, nicht wahr.“

„Gewiß — gewiß, ganz ohne Frage!“

Der leichte Wind drehte sich und trieb den feinen Wasserstaub über sie hin. Die Kinder, die vor ihnen

auf dem Rande des Bassins knieten und die Goldfische mit kleinen Brotkrumen fütterten, juchzten unter der unvermuteten Duschung auf. Auch Brigitte atmete ganz rasch. Nur an Madenzie schien die plötzliche Erfrischung spurlos vorübergegangen zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Michael sucht seinen Sohn

Erzählung von Heinz Kusch

In der Nacht, als Michael Rode früher als sonst aufstand und nach der Magd rief, lag der Mond wie eine frische Schneehülle über den dunklen Höfen.

Als die Magd erschien, stand Michael mitten im Zimmer und hatte den Kopf über alle Dinge weg in die Ferne gehoben. Das war so seltsam an ihm, daß die Magd erschrocken an der Tür stehen blieb und Michael anstarrte, soweit das ihre schlaftrunkenen Augen zuließen. Dann redete Michael. Aber es waren nur ein paar Worte, die er sprach, und als die Magd erfuhr, daß der Bauer für kurze Zeit in die Stadt wolle, erwiderte sie nichts. Michael Rode vertraute ihr den Hof mit dem Vieh an, das war alles. Sie hatte nicht gefragt, warum er in die Stadt wolle, sie wußte, was er tat, war richtig und mußte sein. Vielleicht erriet sie schon aus seinem sonderbaren Wesen, daß diese Reise irgendwie mit dem Sohn zusammenhing, den Michael Rode verloren hatte und der in der Stadt war. Wo, wußte sie nicht. Sie wagte auch nicht, jemand danach zu fragen, so groß die Versuchung manchmal auch sein mochte.

In den ersten Morgenstunden fuhr Michael. Die Sonne war höher gekommen und überstrahlte plötzlich mit blühendem Licht den Fluß, der sich an der Stadt vorbeiwand, und die Fenster der großen Fabriken, hinter denen Michael das Rattern und Jauchzen der Arbeit hörte, einer anderen Arbeit, als er sie kannte, aber sie mußte wohl auch gut und nützlich sein, wenn man so hohe Häuser für sie erbaute.

Michael hatte schon viel von der Stadt gehört. Von Leuten, die auf seinen Hof kamen, war ihm das Leben hinter den Dörfern und Feldern zugetragen worden, in Sätzen, die er kaum verstand und deren fremdartige Bedeutung nur aus der Menge unbekannter Worte und Bilder, die sie in ihrem Gespräch anbrachten, zu erraten war. Nun war er selbst da und stand eine Weile wie betäubt vor dem Meer fremder Geräusche und Farben.

Er ging zunächst zur Polizei. Es war ihm, obwohl er noch nichts mit solchen Sachen zu tun gehabt hatte, nicht unbekannt, daß hier, in den großen Räumen mit dem Widerhall vieler Schritte, ein Ort der Zuflucht und Hilfe war. Er fragte also nach Heinrich Rode, der hier, in dieser Stadt wohnen sollte. Aber der Name Heinrich Rode war nicht zu finden, der Mann, an den sich Michael gewandt hatte, teilte es ihm mit, und erst, als Michael sagte, daß dieser Heinrich Rode, den er suchte, sein Sohn sei, erbot man sich, telefonisch bei den verschiedenen Polizeiamtern der Stadt nachzufragen.

Michael mußte warten. Er tat es, ergeben auf der schmalen Holzbank sitzend, den derben Stock zwischen seinen Knien, wie einer, den ein besonderes Schicksal erwartet, etwas vorgebeugt, von Gedanken erfüllt, zwischen Furcht und atemloser Erwartung getrieben. So ungefähr, entlann er sich, war es auch an dem Tage gewesen, als sein Sohn Heinrich geboren wurde und die Frau weß und stöhnend in den Rissen lag. Ach, er hatte wohl selbst die Schuld daran, wenn Heinrich später vom Hof gegangen war, ohne ein Wort des Abschieds, als die Frau schon nicht mehr lebte und ihr Wille nicht mehr über dem Jungen war, kein Wort der Strenge oder des milden Vertrauens zwischen ihnen gesprochen wurde, keine Silbe mehr davon, daß es eine Ehre war, Bauer zu sein. Nach dem Tode der Frau hatte er, Michael Rode, mehr darauf geachtet, daß den Tieren zur rechten Zeit das Futter nicht fehlte und die Enten gut wurden, wenn die Stunde kam. So war, was dann geschah, kein Wunder mehr gewesen, und alles, was er an seiner Schuld litt, schien ihm nun die gerechte Strafe für den Gleichmut, den er einmal gezeigt hatte. Ja, die Schuld traf weiter an Michael, und die Jahre, in denen er nichts von Heinrich gehört hatte, hatten ihn alt gemacht, obwohl es nicht soviel Jahre waren, wie man brauchte, um weißes Haar zu kriegen und einen gebeugten Rücken. Vor wenigen Tagen hatte er dann erfahren, wo Heinrich jetzt war. Und seitdem saß die Unruhe in ihm, er erzählte niemand davon, keiner Seele, er war ganz allein mit seinem Geheimnis geblieben, das er wie ein Kind hütete.

Das Geschwirr von Worten und summenden Lauten brach in diesem Augenblick ab. Der Mann kam vom Telephon zurück, aber seine Miene war bedauernd, und wenig später wußte

Michael, daß in der ganzen Stadt kein Mensch lebte, der Heinrich Rode hieß.

Erst auf der Straße überfiel ihn die ganze Schwere dieser Nachricht. Er stand und ließ die Autos mit dumpfem, fremdartigem Gebrüll an sich vorbeirutschen, das so ganz anders und weit drohender klang als das dunkle Brüllen der Tiere auf den Feldern, er wurde angestoßen, ärgerliche Stimmen erhoben sich, das Gelächter einer Frau war sekundenlang als ein bleicherer Ton von unheimlicher Kälte vernehmbar. Was sollte er nun tun? Hatte man ihm alles vorgelegen, daß sein Sohn hier lebte, um ihn noch mehr auf die Folter zu spannen, denn man wußte ja nur zu gut im Dorf, wie sehr er litt und wie es um den Hof stand, wenn der Alte sich einmal hinlegte und starb.

Er verspürte plötzlich Hunger und trat in eine Wirtschaft in der Straße, wo er gerade ging, bestellte ein nahrhaftes Gericht und aß den Teller hastig leer. Der Kellner schmunzelte über den guten Appetit des alten Mannes in dem bäuerlichen Anzug und den derben Schuhen. Dann saß Michael Rode noch eine Weile am Tisch, umschwirrt von den Gesprächen der anderen Gäste, die ihn weder beachteten noch störten, so versunken war er in sein dumpfes Schweigen und die Nüchternheit, die ihn wie eine schwarze, erstickende Erdmasse begrub.

Die gleichtönende Luft des Raumes wurde in diesen Augenblicken von zwei Männerstimmen durchbrochen, von lauten Flüchen. Michael horchte auf. Er sah die Männer nur von weitem, große Gestalten, die sich unter der Wucht ihrer Worte hin und her bogen und drohend die Fäuste schüttelten. Der eine, der noch am Tische saß, schien es, war stiller und ließ während der ganzen Zeit die Wortflut des anderen mit grollendem Schweigen an sich vorbeiziehen. Jetzt hörte Michael wieder die Stimme des Mannes, der ausgerichtet dastand und mit der einen Hand die Stuhllehne umklammert hielt. Grölend schalt er auf den Sitzenden ein. Michael stand auf und ging einige Schritte auf die Streitenden zu. Jetzt konnte er sie deutlich sehen. Der eine, der eben sprach und aufrechter stand, war hager und schwarz, mit starren, drohenden Augen und schnellen, unbeherrschten Bewegungen. Der andere mochte ebenfalls groß sein; er saß, breit und schwer, am Tisch und strich sich ab und zu eine helle Haarsträhne aus der Stirn. Seine Bewegungen waren langsamer, schwerer. Seine Hände griffen manchmal tief und kräftig nach vorn über die Breite des Tisches, wie wenn der Mann, dem sie gehörten, einen Pfug vor sich herführen würde. Bei diesem Gedanken erstarrte Michael. Er hatte seinen Sohn erkannt. Eine Narbe an der linken Stirnseite verriet es. Sie leuchtete unter stumm beherrschtem Horn wie Blut an der hellen Haut.

Wieder war es nun die kalte, heftige Stimme des Hageren, die jetzt zu Michael drang. „Was wolltest du sein vor ein paar Jahren, als ich dir helfen sollte? Einer mit einem Haufen Geld und Häusern und allem, worauf man rechnen kann, und nicht ein ganz gewöhnlicher Schwindler, mit einem falschen Namen, jawohl, ein Drechbauer, ein...“

Die Stimme brach plötzlich ab, wie zu Eis erstarrt. Der eben noch am Tische saß, war jääh aufgesprungen und hatte den Stuhl mit einer Hand in die Luft geschwungen, bereit, ihn dem anderen auf den Schädel sausen zu lassen. Da traf ihn ein Schlag. Michael hatte zugeschlagen, mit seinem Stock traf er den Arm des Sohnes. Dann ging alles so schnell, daß die andern, die herumstanden, eigentlich nicht wußten, wie es geschehen war. Der so laut geschimpft hatte, verlor sich unter den Gästen, Heinrich griff nach dem getroffenen Arm und erkannte aufschauend den Vater. Michael sprach nichts, aber er wußte, daß ihm wieder ein Sohn geschenkt war. Wie es zugehen konnte, daß sein alter Eichenknüppel dabei eine Rolle spielte, kam ihm nicht wieder in den Sinn.

Auch als sie später fuhren und die Stadt sich immer weiter entfernte, blieben sie stumm. Während Michael dasaß, schwer, ernst, aber von einem warmen Glücksgefühl durchströmt, sah Heinrich Rode immer wieder aus dem Fenster des Wagens und erblickte Stück um Stück die wiedergefundene Heimat, die Wiesen und die Tiere, die auf ihnen weideten, das Dorf und den Hof, der nun einmal ihm gehören würde.

Wau-wau

Von K. Mutagawa

Die folgende Skizze, die einen aufschlußreichen Eindruck von den Problemen der japanischen Dichtung und damit des japanischen Lebens vermittelt, wurde übersetzt und bearbeitet von J. Kitajama und H. G. Regroth.

Der Lehrer Yasutichi saß an einem Winterabend in einem dunklen Restaurant, das im zweiten Stock eines alten Hauses gelegen war. Vor sich hatte er einen Teller mit geröstetem Brot, das nach Fett roch. Die Wände des mittelgroßen Raumes zeigten Risse; an der linken Seite führte eine schmale Treppe hinunter, in halber Höhe war ein Fenster, durch das dämmeriges Licht fiel.

Yasutichi aß sein Brot, während er durch das Fenster, an dem er sich niedergelassen hatte, hinausblökte. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite stand ein Haus mit einem Blechdach. Im Erdgeschoß war ein Althändlerladen; vor der Tür hingen abgetragene Kleider, blaue Arbeitsjacken und braune, lange Mäntel. Diese Aussicht vermochte den Lehrer nicht von seiner trüben Stimmung zu befreien.

Er dachte an das Meeting, das an diesem Abend in der Schule stattfinden sollte. Nachdem der Vormittagsunterricht beendet war, mußte Yasutichi bis zum Abend warten, da er außerhalb der Stadt wohnte. So war er in dieses Restaurant gelangt.

Er kam oft hierher. Es lag nahe an seiner Schule. Und wenn er in irgendeiner dunklen Ecke saß, erinnerte er sich immer an ein Gedicht:

Hinter mir liegt eine weite Reise.
Mein Mittagessen war ein Braten,
Der roch so widerlich.
Ach, meine liebe Frau,
Ich sehne mich nach dir.
Wärit du doch bei mir.

Yasutichi hatte keine Frau, nach der er sich hätte sehnen können. Aber leise flüsterte er das Gedicht vor sich hin, während er sein fettes Brot aß und auf den Trödlerladen hinüberblickte.

Da kamen zwei Männer die Treppe herauf und setzten sich hinter Yasutichi an einen Tisch. Als er aus seinen Gedanken aufblickte, erkannte er in ihnen zwei Angestellte seiner Schule. Der größere der beiden war der Schulkassierer. Yasutichi war er nur dadurch bekannt, daß er jeden Monat von ihm sein Gehalt bekam. Von dem anderen wußte er nur, daß er irgendeinen Dienst in der Schule tat. Ein Lehrer war es nicht.

Die beiden verlangten eine Tasse Tee, beklagten sich dabei unfreundlich und laut und schidien das Mädchen, das ihnen die Getränke brachte, einige Male wegen einer Kleinigkeit fort. Das Mädchen gehorchte mit geduldiger Miene, eilig lief es die Treppenstufen hinauf und hinunter.

Yasutichi bestellte ebenfalls eine Tasse Tee. Auch er mußte lange warten. Aber das war kein Mangel dieses Restaurants, in allen Gaststätten mußte man lange warten. Die beiden Männer sprachen laut miteinander. Yasutichi hörte nicht auf ihre Unterhaltung. Plötzlich hob er jedoch überrascht seinen Kopf. Ein Wort des Kassierers war an sein Ohr gedrungen: Wau-wau!

Yasutichi mochte keine Hunde. Als er erfahren, daß die von ihm verehrten Dichter Goethe und Strindberg auch keine Hundeliebhaber waren, fand er einen nicht geringen Trost in diesem Wissen.

Kaum hatte er das Wau-wau vernommen, als er sofort an einen der großen europäischen Hunde dachte, die häufig in Gasthäusern gehalten werden. Es war ihm unbehaglich bei dem Gedanken, daß jeden Augenblick ein solcher Hund auftauchen könnte. Angestrichelt blickte er sich um, aber er konnte nichts entdecken, was einem Hunde glich.

Er sah nur, daß der Kassierer sich zum Fenster beugte und mit spöttischem Grinsen auf die Straße blickte. Also mußte der Hund dort unten sein. Er war sich seiner Sache nicht sicher. Da rief der Kassierer wieder: „Sag wau-wau! Sag doch wau-wau!“

Langsam und unauffällig drehte sich Yasutichi zum Fenster und blickte in die beginnende Dämmerung hinaus. Er sah eine noch nicht beleuchtete Laterne mit der Reklameaufschrift für Masamune-Wein. An einem Laden erblickte er einen zusammengerollten Sonnenvorhang. Auf einer alten Tonne, einem Regensatz, lag eine Lederгамаше zum Trocknen ausgebreitet. Anscheinend hatte man sie vergessen. Unten auf der Straße sah er in eine Regentasse — aber von einem Hund konnte er nichts entdecken.

Da — als er sich schon wieder vom Fenster abwenden wollte, bemerkte er einen Bettel Jungen, der auf der leeren Straße stand und frierend zu dem Fenster des Restaurants hinauffah. Er mochte zwölf oder dreizehn Jahre alt sein. Er war bestimmt nicht älter.

„Sag doch wau-wau!“ rief die Stimme des Kassierers wieder hinter Yasutichi. Eine magische Kraft schien in diesem Wort zu liegen; wie gebannt trat der Bettler einige Schritte näher und richtete gleich einem Hypnotisierten den Blick nach oben. Jetzt verstand Yasutichi endlich. Ein böses Spiel, dachte er... ein böses Spiel!

Aber war es auch wirklich ein böses Spiel? beann er sich und blickte nachdenklich auf den Bettler. Vielleicht war es nur ein Experiment? Vielleicht wollte der Kassierer sehen, wann der Mensch, im Hunger, seinen Stolz vergißt?

Aber Yasutichi empörte sich gegen einen solchen Versuch. Man brauchte zu dieser Feststellung kein Experiment mehr. Gnu, sagte er sich, verkaufte sein Erstgeburtsrecht um ein Linsengericht — und er war Lehrer, ein armer Lehrer geworden. Auch er hatte sich um ein geröstetes Brot und ein schlechtes Stück Fleisch verkauft. Das genügte ihm als Beweis.

Dieser „Experimentalpsychologe“ jedoch schien nicht damit zufrieden zu sein. Dann galt eben „de gustibus non est disputandum“. Dieser Satz stand in dem Lesebuch, das er am Morgen mit seinen Schülern besprochen hatte. Jeder nach seinem Geschmack. Mit gerötetem Gesicht sah der Kassierer hinab und winkte dem Jungen. In seiner Hand hielt er etwas verborgen.

Er beugte sich zum Fenster und rief: „Sag wau-wau, dann gebe ich dir das hier!“

Den Bettler ergriff eine Erregung. In seinem Gesicht leuchtete es. Hierig sah er auf die Faust des Kassierers.

Yasutichi hatte immer ein gewisses romantisches Gefühl für die Bettler. Mitleid jedoch kannte er nicht.

Aber jetzt regte sich in ihm doch ein Empfinden, das ihm beinahe die Tränen in die Augen trieb. Der Bettler stand hochaufgerichtet da und starrte mit glänzenden Augen herauf. Ohne jede Berechnung oder Ueberlegung drängte sich Yasutichi ein Mitempfinden auf.

„Sag wau-wau,“ rief der Kassierer ungeduldig, „ich sage es jetzt zum letzten Male!“

Der Bettler verzog sein Gesicht. „Wau,“ sagte er leise, so daß es wie ein Flüstern des Windes klang.

„Lauter!“ rief der Kassierer.

„Wau-wau!“ schrie der Bettler.

Fast gleichzeitig mit diesem Gebell warf der Kassierer eine Orange hinab. Der Bettler fing sie springend auf, und der Kassierer lachte.

Eine Woche nach diesem Vorfall ging Yasutichi zur Kasse, um sich sein Geld auszahlen zu lassen. Eifrig war der Kassierer mit seinen Büchern beschäftigt, er prüfte Zahlungen und Papiere, trug hier eine Summe ein, und verbuchte dort eine Ziffer in einem Heft. Ohne aufzusehen, fragte er Yasutichi: „Sie wollen Ihr Gehalt haben?“

„Ja,“ antwortete Yasutichi mit lauter Stimme.

Der Beamte schien wirklich sehr beschäftigt. Er drehte dem Lehrer den Rücken zu, schrieb ganze Seiten voll und — achtete überhaupt nicht auf Yasutichi. Jetzt begann er sogar auf dem Rechenbrett zu addieren.

„Herr Kassierer!“ rief Yasutichi nach langem Warten ungeduldig mit bittender Stimme.

Der Kassierer blickte ihn an. Ueber seine Lippen glitt ein fast unhörbares: „Ja, bald.“

In derselben Sekunde jagte aber auch schon Yasutichi: „Herr Kassierer, lieber Herr Kassierer, ich soll wohl wau-wau sagen? Nicht wahr, Herr Kassierer?“

Und Yasutichi war davon überzeugt, daß seine Stimme so zart wie die eines Engels geklungen hatte.

Fröhliche Ecke

Erkannt.

Hausherr (abend heimkommend, zur Köchin): „Ihr Bräutigam steht unten im Flur, Anna, und wartet auf Sie.“
Köchin (erstaunt): „Aber woher kennen Sie denn meinen neuen Bräutigam?“

Hausherr: „Ich habe ihn an der Zigarre erkannt, die er raucht. Es ist eine von meinen.“